

Der Maler Adolf Stäbli : 31. Mai 1842 bis 21. September 1901 : zur Erinnerung an die Gedächtnis-Ausstellung in Aarau im Sommer 1942

Autor(en): **Keller, Max W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **53 (1943)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Maler Adolf Stäbli

31. Mai 1842 bis 21. September 1901

Zur Erinnerung an die Gedächtnis-Ausstellung in Aarau
im Sommer 1942

Der eine oder andere der jüngern Generation mag sich diesen Sommer mit etwelcher Skepsis nach Aarau auf den Weg gemacht haben, wo der Aargauische Kunstverein den 100. Geburtstag unseres Brugger Malers mit einer Gedächtnisschau ehrte.

Das Heroische, Romantisch und Pathos – Signaturen, die heute bei uns betonter Reserve begegnen – waren in Stäblis Werk, so wußte man, zu höchster Blüte gelangt. Nachdem aber in den vergangenen Jahrzehnten der Glanz unzähliger „Ismen“ verblaßt war, ohne für die Zukunft mehr als ein Experiment mit meist negativem Ausgang zu bedeuten, schien der Boden für die Kunst des ausgehenden 19. Jahrhunderts nicht mehr so spröde wie auch schon. Man war jedenfalls gespannt auf den Eindruck, den der Zusammenklang von über achtzig Werken Stäblis auslösen würde.

Etwas fremd wirkte allerdings zuerst die dunkle Pracht der vielen großen Baum- und Flußstücke, der wildgetürmten Wolkenberge, in deren pastoser Malerei die ganze Naturkraft Stäblis prägnanten Ausdruck fand; sie schienen eher Ruysdael als einem Maler des letzten Jahrhunderts anzugehören.

Man übersah auch keineswegs grelle Farbeffekte, die ihre Herkunft von Böcklin kaum verleugneten.

Daneben aber leuchteten in wunderbarer Harmonie der Farben helle, intime Landschaften, in denen die Schule der Meister von Barbizon unverkennbar anklingt. Diese Bilder, in denen bei einem schlichten Vorwurf virtuose Technik und Tiefe der Empfindung sich die Waage halten, gehören heute zu den gesuchtesten Werken Stäblis.

Schließlich sei die Sondergruppe der Harzlandschaften erwähnt, die in ihrer menschenleeren Großartigkeit an Visionen aus Urzeiten gemahnen.

So war der Eindruck der reichen Schau unerwartet tief und nachhaltig, und wir dürfen wohl, im Anschluß daran, auch in den Brugger Neujahrsblättern wieder einmal des Malers Stäbli gedenken, wie das vor 37 Jahren schon Emil Anner in einem beschwingten, sehr persönlich empfundenen Überblick getan hat. Wir folgen ihm, besonders aber Hans Graber¹⁾ der mit seiner prächtigen Monographie unserem Meister ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

*

Adolf Stäbli gehört nicht zu den Künstlern, denen eine früh sich zeigende, außerordentliche Begabung die Entwicklung erleichterte und den Weg zur Reife mit unbeirrbarer Sicherheit finden ließ. Zwar war sein Vater, Kupferstecher Diethelm Stäbli (1812–1868), Zeichenlehrer in Winterthur, bereits dem Künstler=Beruf verschrieben. Jedoch erwies sich dessen künstlerische Gestaltungskraft als wenig bedeutend, und er war froh, durch eine Lehrstelle der Familie ein höchst bescheidenes Auskommen zu sichern.

Im „Spillerhäuschen“, dem Stäblischen Wohnsitz in Winterthur gingen viele Maler, Dichter und Musiker ein und aus; es ist bemerkenswert, daß Vater Stäbli mit einigen anderen Kunstfreunden 1848 zu den Gründern des Winterthurer Kunstvereins zählte. Trotzdem also im Stäbli-Haus die Musen wohlgelitten waren, versuchte der Vater, den jungen Adolf auf eine kunstgewerbliche Laufbahn zu lenken; mit dem Erfolg allerdings, daß sich dieser sofort energisch dagegen zur Wehr setzte.

Ahnte wohl der junge Kunstbessene, welcher Mühsal, Enttäuschung und Not er sich für Jahre verschrieb? Allein er erlag auch in den schlimmsten Tagen keinen Augenblick dem billigen Effekt und ging mit verbissenem Ernst den Weg, den ihm sein künstlerisches Verantwortungsgefühl vorschrieb.

Adolf Stäbli wollte also Maler werden. Der Vater gab den jungen Burschen, nachdem er ihm selbst einigen Unterricht er-

¹⁾ Hans Graber, Adolf Stäbli, Sein Leben und sein Werk. Verlag Benno Schwabe, Basel. (Der schöne Band ist heute leider vergriffen.)



Maler Adolf Stäbli
von Brugg; geb. 31. Mai 1842 in Winterthur, gest. 21. Sept. 1901
in München



Drei Gemälde
von Adolf Stäbli

oben :

Sommerlandschaft (1873)



nebenstehend :

Kloster Fahr

auf der folgenden Seite :

Mondnacht im Harz



teilt, einem eigenartigen Rauz und bekannten Winterthurer-Original in die Lehre: Jakob Ziegler-Sulzberger, einem ehemaligen Zuckerbäcker, der, voller Kunstbegeisterung, sich erst mit etwa fünfzig Jahren der Malerei zugewendet hatte.

Der Hochsommer sah Ziegler meist auf Studienreisen in die Balenseegegend, und im Jahre 1858 durfte ihn Adolf Stäbli begleiten. Schon nach drei Wochen war der Kunstunterricht allerdings zu Ende, weil Stäbli die langweilige und schulmeisterliche Art, das jähzornige Wesen Zieglers nicht aushielt. Immerhin hat er maltechnisch einiges von seinem ersten Lehrmeister mitbekommen, wenschon er erzählt, daß jener, bevor es auf Fahrt ging, jeweils eine Anzahl Himmel zum Voraus malte und dann vor der Landschaft den passendsten auf die Staffelei zu stellen pflegte!

Nach dem Intermezzo mit Ziegler arbeitete Stäbli eine Weile auf eigene Faust, meist nach der Natur in der Umgebung von Winterthur und im geliebten Aargau, wo ein Bruder seiner Mutter in Gebenstorf als Pfarrer amtierte. Da Fortschritte festzustellen waren, fand es der Vater an der Zeit, Adolf nun einem wirklichen Künstler an die Hand zu geben.

Der bekannte Tiermaler Rudolf Koller in Zürich, dem der junge Maler anvertraut wurde, war bald fest überzeugt von der ungewöhnlichen Begabung seines Schützlings, und da des Vaters finanzielle Lage alles andere als rosig war, durfte Adolf hinfert unentgeltlich mit dem Meister arbeiten.

Er kam damit in eine ausgezeichnete Schule, die beste, die er in unserem Lande überhaupt finden konnte. „Koller gönnte jedem (Schüler) den weitesten Spielraum. Sein Einfluß beschränkte sich auf Technik und Komposition. Er veranlaßte den Schüler, zwei oder drei seiner vorzüglichen Tierstudien zu kopieren. Dann überließ er ihn der eigenen Inspiration und half bloß mit Bemerkungen, Ratschlägen und Korrekturen nach. Es drängte ihn geradezu, das Technische mitzuteilen. Es blieb ihm unfaßlich, wie man mit seinen Kunstgriffen geheim tun könne. Er forderte genaues Studium und sorgfältige Ausführung...“ (Adolf Frey). So empfing Stäbli bei Koller eine

gründliche und gewissenhafte Ausbildung und noch heute zeigt uns das jugendfrische Bild „Waldlandschaft mit der Kyburg“ sein schon recht bedeutendes Können. Studienreisen ins Haslital und an die Limmat (Kloster Fahr!) vertieften das Gelernte und gaben reiche Anregungen, die noch in späten Meisterschöpfungen immer wieder aufklingen.

Rudolf Koller war nicht nur Stäbli's Lehrer; er wurde auch sein uneigennützigster Freund und Helfer. Wenn Stäbli sich in den langen Jahren zermürbenden Kampfes, die vor ihm lagen, nicht völlig verlor, so ist es vor allem das felsenfeste Vertrauen und die verständnisvolle Führung Kollers, die dem großen Zweifler wieder den rechten Weg wiesen.

Auf Anraten Kollers kam Stäbli 1862 an die Akademie Karlsruhe, um unter Schirmer und Descoudres sein Wissen zu mehren. Schirmer bezeichnete ihn in einem eigenhändigen Zeugnis als „außergewöhnliches Talent“, und auch Descoudres war mit seinen Arbeiten zufrieden. Sogar im „Zeichnen nach dem Altmodell“ und im „Malen nach dem Kopfmodell“ bekam er die Zensuren „gut“ und „sehr gut“, obschon ihm das figürliche Zeichnen seiner Lebtag das allergeringste Vergnügen machte! Er war eben ein richtiger Landschaftler und sobald er es mit Figuren zu tun bekam, wurde ihm die Arbeit zur Qual. Es ist beinahe tragisch zu beobachten, wie in seinem Werdegang die „Figur“ und das Kopieren, das er ungefähr ebenso verabscheute, immer wieder seine Arbeitsfreude lähmen. Karlsruhe verließ er, da seine Mittel offenbar zum weiteren Studium nicht ausreichten, im Frühsommer 1863. Er hatte künstlerisch nicht besonders viel gelernt, wohl aber in Hans Thoma, dem später hochgeschätzten Schwarzwald-Maler, einen Freund fürs Leben gewonnen, den er 1870 in München wiederum traf.

Wie weit war unser Künstler noch vom Ziel! Seiner selbst unsicher, kam er zurück in die Schweiz. Hier begann ein unruhiges Suchen, ein unstetes Umhertreiben, das schließlich nach kurzen Stationen in Winterthur, an der Reuß in Mellingen, in Birmenstorf, bei Koller in Zürich, in Feldbrunnen bei Frank Buchser und in Romont in tiefer Enttäuschung und Rat-

losigkeit enden mußte. Auch von zu Hause war keine Hilfe mehr zu erwarten, da der Vater krankheitsshalber das Lehramt hatte aufgeben müssen. Im Herbst 1864 aber wandte sich sein Schicksal wieder zum Besseren. Koller hatte den Winterthurer Großkaufmann und Kunstfreund F. L. Imhoof = Hoße auf Stäbli aufmerksam gemacht, und dieser gewann die Überzeugung, daß er hier einem ernstern jungen Künstler aus schwerer Not helfen und ihn nach Kräften fördern könne.

Stäbli sollte seine Studien in Dresden fortsetzen und dort für Imhoof eine Landschaft von Claude Lorrain kopieren. War es nun diesmal nicht das Figürliche, das ihn am eifrigen Arbeiten hinderte, so wissen wir bereits, daß ihm auch das Kopieren durchaus nicht lag. Das Resultat des Aufenthaltes an der Elbe konnte daher kaum vielversprechend ausfallen, zumal auch ein eigenes Bild mißlang. Wieder in der Schweiz, fand Stäbli hier noch weniger Konzentration zu ersprießlicher Arbeit. Weder Koller noch Imhoof waren mit seinen Bildern zufrieden, am allerwenigsten er selbst. Er verzehrte sich im Zweifel an seinem Können und kam schließlich dem völligen geistigen und körperlichen Zusammenbruch nahe.

Es berührt sonderbar, daß keiner von Stäblis Beratern, die beide nicht nur vom besten Helferwillen erfüllt waren, sondern in lebendigem Kontakt mit den Kunstströmungen ihrer Tage standen, jetzt darauf drang, seine weitere Ausbildung einem französischen Meister anzuvertrauen. Dabei hatte Frankreich Malerei ihre große Zeit. Wir brauchen nur an Théodore Rousseau, Corot, Daubigny oder Diaz zu erinnern, an die Meister der Schule von Barbizon...

Stäbli aber finden wir 1866 in Mailand, um Hobema, Achenbach und Mancini für Imhoof zu kopieren! Wie wenig Interesse er für diese Arbeit aufbrachte, zeigt drastisch genug eine Briefstelle: „Ich danke Gott, wenn ich nun mal mit dem verfluchten, geisttötenden Kopieren fertig bin; mir ist das Erwachen am Morgen eine Pein, solange ich noch in die Brera gehen muß. In vier Tagen ist's überstanden.“ Die Arbeit ging ihm also auch hier nur mühsam von der Hand. Wichtig ist in-

dessen die Feststellung, daß ihn die italienische Atmosphäre auch außerhalb der Brera in keiner Weise zu fesseln vermochte. Ein zweiter Versuch, in Italien zu arbeiten, als er längst ein anerkannter Meister geworden war (1882), brachte ihm den Süden nicht näher. Das Land mache ihn melancholisch und er habe, als er aus dem Gotthardtunnel in die Innerschweiz kam, vor Wonne geheult, berichtete er.

Immerhin sahen Koller und Imhoof in seinen Mailänder Leistungen Fortschritte, und jetzt reifte der Entschluß, der für Stäbli's Entwicklung die Krönung bedeutete: Er sollte zu einem Studienaufenthalt nach Paris und zwar nicht mit dem Auftrag, zu kopieren, sondern um an einem Werk eigener Inspiration sein Können unter Beweis zu stellen. Das war im November 1866.

Gemalt hat Stäbli in Paris zwar wiederum wenig. Dafür bewirkte der häufige Kontakt mit der jüngsten französischen Landschaftsmalerei und besonders mit den Werken der „Paysagistes intimes“ von Barbizon eine, vorerst latent bleibende, innere Umwandlung, eine ungeahnte Bereicherung seiner malerischen Mittel und die endliche Festigung seines künstlerischen Charakters.

Das langsame Reifen ist in mancher Beziehung für unsern Künstler bezeichnend; aus diesem Grunde auch ist die scheinbar kärgliche Saat der Pariser Zeit erst in späteren Jahren in seinen Werken voll erblüht.

Außerlich erlitt er weiter Mißerfolg auf Mißerfolg. Das unsagbar mühsam erarbeitete Bild für Imhoof wurde vom Pariser Salon zurückgewiesen; und da auch sonst seine künstlerische Arbeit an mangelnder Schaffenslust und Energie zu leiden schien, verlor Imhoof die Geduld und beschloß, Stäbli seine Unterstützung künftig zu versagen. Vielleicht würde der Maler, wieder auf sich allein gestellt, endlich doch selbst den Weg zu zielvollem Schaffen finden.

Einmal mehr sah Stäbli seine Welt in Trümmer fallen. Als er im Juni 1867 nach Brugg kam, wohin die Eltern mittlerweile gezogen waren, fand er auch dort die bittere Sorge ein-

gekehrt. Die Mutter, seit langem schwer leidend, verschied im April 1868 und auch der Vater lag krank darnieder.

Die Summen, die Stäbli von Imhoof zuletzt empfangen hatte, und ein Honorar, das ihm ein kleines Bild für den Aargauischen Kunstverein eintrug, hielten nicht lange vor, und bald plagte ihn wieder schwere Bedrängnis.

Aber auch diesmal sollte sich nach einiger Zeit wieder ein Hoffnungsschimmer zeigen: Einer Anregung des Aargauischen Kunstvereins folgend, erteilte die aargauische Regierung Stäbli den Auftrag, nach München zu reisen und dort ein Bild zu malen. So zog er, 26jährig, in die Isar-Stadt, die die prachtliebenden bayrischen Fürsten zum glänzenden Mittelpunkt der bildenden Künste gemacht hatten. Sie wurde ihm zur zweiten Heimat.

Das Maß der Leiden allerdings war noch keineswegs voll. Das Aargauerbild geriet, mühselig genug, zu Ende; aber auch die tausend Franken, die er dafür erhalten hatte, waren bald aufgebraucht, und er stand vor einem Kampf, der ihn jahrelang auch nicht das Allernötigste zur Fristung eines mehr als bescheidenen Daseins gewinnen ließ.

Er hätte es freilich anders haben können:

„Ich brauchte mich z. B. nur in eine Schule wie die von Lier, Ramberg oder Piloty aufnehmen zu lassen, so hätte ich mein schönstes Auskommen, müßte mich aber zum Teil selbst verleugnen und in dem Stiefel und in der Mode malen, wie's die Tonangeber tun, dann laufen einem die Kunsthändler nach wie verrückt und zahlen, was man verlangt, und wenn's das blödeste und miserabelste Zeug ist.... Ich will meinen Weg gehen und der Kunst zuliebe arbeiten, nicht dem Schwindel zulieb, deshalb kommt doch noch die Zeit, wo ich mich gut stehen werde in finanzieller Hinsicht, wenn Gott mir Gesundheit gibt; und dann kann ich auch Achtung vor mir selber haben.“
(20. Oktober 1872 an Adèle Stäbli.)

Dabei war er ein strenger Richter über seine eigenen Werke: „Ich habe das sichere Gefühl, daß ich meine Sachen schon verkaufen kann, aber der große Übelstand bei mir ist immer noch

der, daß ich zu wenig zu Stande bringe und mir oft viel zu viel Skrupel mache; so habe ich kürzlich ein Bildchen, das beinahe fertig war und allen gefiel und vier Wochen daran gearbeitet hab', mit Weiß zugestrichen, weil es mir nicht gefiel. Es geht etwas besser wie früher, muß aber klüger werden und praktischer. Es ist aber immerhin wieder ehrsam, als jeden Schund aus der Hand zu lassen, um's Geld dafür einzustreichen, wie's viele Tüchtige hier tun." (27. Dezember 1872.)

Wie ergreifend zeigt sich hier die stille Größe seiner Persönlichkeit. Er mag vielleicht kein besonders eifriger Schüler und Kopist gewesen sein; Ehrlichkeit, Gradheit und die größte künstlerische Gewissenhaftigkeit waren Grundzüge seines Wesens, und der gläubige Ernst, der seine Arbeiten ohne Ausnahme auszeichnet, adelt auch heute noch selbst jene wenigen, die, von fremden Geistern beeinflusst, uns nicht mehr recht ansprechen.

Gewiß halfen Stäbli seine Maler-Freunde, von denen einzelne kaum besser daran waren als er selbst, über vieles Schwere hinweg, wie er ihnen auch mit seinem unverwüßlichen Humor, z. B. als Tierstimmen-Imitator, manche Stunde der Kurzweil bot. In seinem Kreis treffen wir u. a. Hans Thoma, dem er, wie erwähnt, schon in Karlsruhe nahegekommen war, dann besonders den Solothurner Otto Frölicher, den Maler Ernst Zimmermann und den Kunsthistoriker Dr. Adolf Bayerödorfer.

Allein, was half alle Anerkennung der Kollegen, wenn kein Käufer sich für seine Werke interessierte! Sechs lange Jahre zogen ins Land, angefüllt mit quälenden Zweifeln und schwarzem Mangel, bis endlich, endlich! das Jahr 1873 die entscheidende Schicksalswende brachte.

Es war die großformatige „Landschaft an der Limmat“, die nicht nur das hohe Lob der Maler und Kenner fand, sondern mit einemmal den Namen Adolf Stäblis in weite Kreise trug. Jetzt war der Bann gebrochen und immer reicher entfaltete sich Jahr um Jahr die Reihe herrlicher Meisterschöpfungen. Auch die schlimmste Not blieb nun fern, obschon kaum Überfluß

herrschte, wie die an anderer Stelle abgedruckten Briefe an E. Felber-König in Brugg zur Genüge dartun²⁾.

Stäbli kam jetzt kaum mehr ins Ausland. Die Umgebung Münchens, Oberbayern mit seinen hellen Seen und weiten Flußtälern, den vielfältig wechselnden Wolkenlandschaften beschäftigten ihn immer mehr. Luft und Wasser und Bäume wurden die wesentlichen Elemente seiner Werke, denen er immerhin nicht selten auch frühere Studien aus der Heimat zugrunde legte. In der Natur war es wiederum das Bewegte, Sturm und Gewitter, das ihn am stärksten fesselte. Bezeugt doch seine Schwester Adèle schon für den Knaben: „Herrlich war es Adolf stets zumute bei einem heranziehenden Gewitter. Ein körperliches und seelisches Wohlbefinden ergriff ihn dann in hohem Maße. Im Garten oder auf der Laube erwartete er es gleichsam und ließ Spiel und alles andere beiseite, um sich ganz dem Genuße hinzugeben. Die stahlgraue Wetterwand im Westen entzückte ihn, die schwüle, stille Luft erfüllte ihn mit den herrlichsten Vorahnungen von dem, was kommen sollte, die schwarz und schwärzer heraufsteigenden Wolkenberge mit dem grellen silbernen Rand waren sein Entzücken, und wenn die ersten schweren Tropfen fielen, die Blitze zuckten, die Bäume rauschten, es zu stürmen, zu krachen und zu toben anfing, war er selig.“

1875 setzten dann verschiedene Reisen in den Harz ein, die Stäbli zu einer ganzen Reihe großartiger Kompositionen anregten. Es sind eigenartige Bilder, die er in jener sagenumwobenen Gegend empfing. Jede figürliche Staffage ist verschwunden. Unheimlich liegt endlose und doch geheimnisvoll lebendige Erde unter ungeheuren Himmeln. Das Kolorit ist düster, aber reich an feinsten Tönungen. In jeder Beziehung meisterlich gemalt gehören diese Harzlandschaften zu den ergreifendsten Bildern in Stäblis Œuvre.

Das Jahr 1890 brachte ihm mit dem Hinschied Frölichers

²⁾ Siehe S. 41, wo auch über das schöne Verhältnis Stäblis zu seiner Lieblingschwester das Wesentliche gesagt wird.

großes Leid, und Stäbli war umso dankbarer, im Hause Walter Siegfrieds, des in Partenkirchen niedergelassenen Schweizer Schriftstellers, nicht nur ein lebendiges Zentrum geistiger Arbeit, sondern auch die heimelige Atmosphäre der Familie zu finden, die seinem Junggesellendasein mangelte.

An öffentlichen Ehrungen und Erfolgen fehlte es unserem Künstler, als endlich der schwere Kampf gewonnen war, nicht mehr. Die Stadt München (1891) und die Neue Pinakothek (1901) erwarben Bilder von ihm. An der siebenten Internationalen Kunstschau 1897 erhielt er die kleine goldene Medaille, 1898 den Professorentitel und schließlich 1901 an der achten Internationalen Ausstellung die große Medaille.

In der Mitte der Neunziger Jahre hatte die Lebensbahn Stäblis ihren höchsten Punkt erreicht und wiederholt unterbrachen in den folgenden Jahren Krankheiten die ruhige, schöpferische Arbeit. Als er sich im September 1901 ins Städtische Krankenhaus München in Pflege begab, waren seine Tage gezählt. „Am 21. September 1901 ist Stäbli sanft ausgelöscht – in der stillen Herbstsonne, an einem Samstag, so ganz wie es zu ihm paßte. Eines solchen Menschen Heimgang wird den Freunden zur Erbauung; denn es ist ein Großes, sich zurückzuversetzen in eine Erscheinung, von der einem hinterher nur immer klarer wird, daß an ihr trotz der menschlichen Schwächen, denen keiner entgeht, alles vom edelsten Stoffe war. Man hat keinen unechten Faden, keine geringe Neigung an ihm gefunden...“ (Walter Siegfried).

Es erscheint müßig, darüber zu werweissen, was wir von Stäbli im Alter noch hätten erwarten dürfen. Sicher ist nur, daß ob allem Reichtum, den er in langen Jahren verschenkt hatte, sein Geist nicht müde geworden war. Die unvollendeten Landschaften, die sich im Atelier nach seinem Hinschied vorfanden, sind in ihrer packenden Unmittelbarkeit und unerhört kühnen Gestaltung Zeugen für die wahrhaft ungebrochene Schöpferkraft des großen Meisters, den uns die Schau in Arau wieder nahe gebracht hat, und den wir mit stolzer Freude zu den Unsern zählen.

Max W. Keller